

# Finale

## O-Ton

«Diktatur ist ein Staat, in dem das Halten von Papageien lebensgefährlich sein kann.»

Jack Lemmon

## Herzlose Jugend

Ein Mann wird überfahren, und Geld geht vor Recht im Spielfilm von Alejandro Fernandez Almendras.

### Christoph Schneider

Manchmal hat man einfach diese Pechsträhne und gerät in eine Kontinuität von Filmen, die alle strotzen vor Engagement. Vor lauter Engagiertheit gerät dann die Dramaturgie ins Wackeln. Das ist die Konsequenz des ethischen Ehrgeizes, die korrupte und korrumpierende Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit zu spiegeln.

Um weniger scheint in solchen Filmen nie zu gehen. Das kann aber erzählerisch aus dem Ruder laufen, und das ist das künstlerische Problem des Films «Aquí no ha pasado nada» von Alejandro Fernandez Almendras: diese moralische Ambitioniertheit oder, anders gesagt, diese Weitschweifigkeit der Empörung. Sie gilt nicht nur einem 2013 in Chile stattgehabten Einzelfall: Junge, betrunkenen Leute führen einen Mann zu Tode und machen einen aus ihrer Gruppe zum Sündenbock. Die Empörung gilt auch dem System dahinter, in dem das Geld und die Macht bestimmen, was Recht ist. Und sie weitet sich hinein in die empörte Trauer über eine Jugend und Social-Media-Generation, die sich im Zustand des ständigen Verwöhntseins die Empathie abgewöhnt hat.

In diesem thematischen Bergwerk arbeitet Almendras sich ab, aber nicht wirklich konzentriert dramatisch, sondern monologisch oder durch die Rekonstruktion hedonistischer Längeweile. Und was dramatisch – nämlich widersprüchlich – hätte werden müssen, in der Geschichte eines Sündenbocks, der kein Unschuldslamm war, da machen inszenatorische Sentimentalitäten einen Mittäter zum eigentlichen Opfer.

Ein anständiger, aber kein wirklich guter Film also. Das Bemerkenswerteste an ihm ist der Produktionsprozess. Er ist das Resultat von Crowdfunding, kostete 27 000 Dollar und wurde abgedreht in elf intensiven Tagen. Es macht ihn nicht besser, aber respektabler.

In Bern im Kino Rex.

**Christine Lauterburg** Bevor sie die Traditionalisten das Fürchten lehrte, genoss die Volksmusikerin eine harmonische Kindheit. *Stefan Zihlmann*

# Ohne sie wäre es langweilig

Die Volksmusik wurde Christine Lauterburg nicht in die Wiege gelegt. «Für meinen Vater war das Hudigäggelermusik.» Im Hause Lauterburg wurde klassische Musik bevorzugt. Der Vater spielte Klavier, die Mutter Geige und Klavier, ihre beiden Brüder Gitarre. Mit sieben Jahren begann sie Geige zu spielen und komplettierte die Familienkapelle: «Es gab kein Fest,

## Wiegen der Kunst

Frühreif oder spät gezündet: Was haben Berner Kulturschaffende in ihrer Kindheit getrieben? Eine Sommerserie.

www.wiegen.derbund.ch

an dem wir nicht zusammen gespielt hätten.» Aber das Üben war ihr ein Krampf: «Es war fürchterlich anstrengend, bis nur ein Ton rauskam.» Das Filigrane lag dem aufgeweckten Mädchen nicht. Lieber spielte sie draussen mit den Buben Räuber und Polizei. Sie wollte die Geige an den Nagel hängen, doch ihre Eltern bestärkten sie, nicht aufzugeben.

Im Lehrerseminar ist sie dann froh, dass sie ein Instrument beherrscht. Eigentlich wollte sie an die Schauspielerei in Bern, aber ihre Eltern meinten, das sei zu unsicher: «Du solltest zuerst noch einen anständigen Beruf lernen.» Lauterburg bleibt der Geige treu, auch wenn nicht immer der Ton herauskommt, den sie möchte.

Wenn sie Sorgen hat, nimmt sie die Geige in die Hand: Sie ist für sie auch ein kleiner Psychiater. So spielt sich Lauterburg den Kummer von der Seele.

Die Geige ist ihre Wegbegleiterin geworden. Der Gesang war es schon immer. Schon als Kind sang Christine Lauterburg leidenschaftlich gern. Nun nimmt sie Gesangsunterricht beim Komponisten Arthur Furrer. Der klassische Gesang ab Notenblatt behagt ihr allerdings nicht, lieber geht sie nach der Schule in die Turnhalle des Lehrerseminars und singt lauthals ihre Improvisationen durch die Halle. Auch im Klassenzimmer fällt sie auf. Ein Lehrer sagt ihr einmal: «Ohne Sie wäre der Unterricht langweilig.» Sie trägt zu dieser Zeit mit Vorliebe selber gestrickte kunterbunte Röcke und Pullover: «Ich war ein Paradiesvögel.» Und sie ist es geblieben.



Paradiesvögelchen: Die fünfjährige Christine Lauterburg im Garten. Foto: zvg

In den Neunzigerjahren betritt sie als Volksmusikerin die Bühne – mit dem Mannechutteli, kurzen Hosen, Netzstrümpfen und Wanderschuhen. Christine Lauterburg ist eine Provokation für die Hüter der Tradition, und das nicht nur äusserlich. Als sie 1994 ihr zweites Album «Echo der Zeit» veröffentlicht und darauf Jodelgesang mit aktueller Tanz- und Popmusik vermischt, avanciert sie zur Persona non grata beim Jodlerverband. Wie tief sie ins Herz der Traditionalisten trifft, ist ihr nicht bewusst. Jedenfalls

nicht in jenem Moment. Christine Lauterburg ist eben nicht nur Musikerin, sondern auch Performerin und ausgebildete Schauspielerin, die unterhalten will. Die Schauspielerei hat sie tatsächlich doch noch besucht, nach dem Abschluss des Lehrerseminars. Und auf der Theaterbühne und als Strassenkünstlerin hat sie gelernt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. «Ich brauche keine Bühne, kein Licht, keine Anlage, aber ich ziehe mich so an, dass man mich sieht.»

Woher dieser Wille zur Extravaganz? In ihrer Kindheit war Christine Lauterburg noch ein Paradiesvögelchen, das in einem harmonischen Umfeld aufwuchs – ideal, um sich zu entfalten. Die Familie bewohnte ein Reiheneinfamilienhaus im beschaulichen Hühnerbühlquartier in Bolligen. Ihre Eltern waren freischaffende Grafiker, der Vater arbeitete im Atelier in der Wohnung, die Mutter unterstützte ihn dabei und kümmerte sich um den Haushalt. Wenn sie arbeiteten, waren sie froh, dass sie sich selber sinnvoll zu beschäftigen wusste. Und sinnvoll hiess im Hause Lauterburg, etwas Kreatives zu machen und dabei Eigeninitiative entwickeln zu können.

Christine Lauterburg hat viel Freiraum bekommen. Und viel Vertrauen. «Diese Verhöre von Eltern, wie ich sie von Besuchen bei Schulkameraden her kannte, gab es bei uns zu Hause nicht.» Am runden Esstisch wurde über Gott und die Welt diskutiert, manchmal parodierte der Vater Vorgesetzte aus seiner Militärzeit, was für Erheiterung sorgte. Das Freigeistige, das Christine Lauterburg später als Künstlerin auslebte, bekam sie schon als Kind eingepflanzt.

Und die Liebe zum Jodeln? Die findet die heute Sechzigjährige erst mit Ende zwanzig. Es ist für sie die Art von Gesang, die sie schon immer suchte: «Dieser Naturgesang hat etwas Archaisches und Mystisches. Mit ihm kann ich meiner Liebe zur Improvisation freien Lauf lassen.»

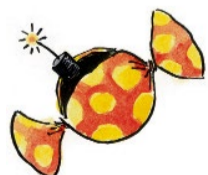
Das Jodeln lernt sie an einem Jodelkurs der Migros-Klubschule. Da sie Noten lesen kann und ihre Stimme durch den klassischen Gesang schon geschult ist, macht sie schnell Fortschritte. Nur ein halbes Jahr später nimmt sie am Kantonalen Jodlerfest in Langenthal teil und erhält ein «Gut». Sie passt sich an, trägt die richtige Tracht und singt ein «braves Lied». Aber es sind zwei Welten, die aufeinanderprallen: auf der einen Seite Christine Lauterburg, die aus linksliberalem Elternhaus stammt, urban sozialisiert, ein künstlerischer Freigeist – auf der anderen Seite ein von älteren Männern dominierter Jodlerverband, ländlich und konservativ, der die Volksmusik bis ins kleinste Detail durchreglementiert.

Nach zwei Jahren tritt sie aus dem Verband aus. Sie erfindet die Jodlerin Christine Lauterburg. Und zwar so, wie es ihr zu Hause mitgegeben wurde: Finde deine Passion und suche dir den Freiraum, um sie zu entfalten.

## Bonbons & Granaten Güzin Kar

# Der Akkordeonist

Ich steckte im Drehbuch fest, in einer Szene, die zu tragend war, als dass ich sie für den Moment übergehen und an anderer Stelle hätte weiterarbeiten können, weshalb ich grübelte und analysierte, dauernd in die Chips-tüte griff, mich über mein Unvermögen ärgerte und mir Faulheit,



Naschsucht und Talentlosigkeit beschied, das ganze Drehbuch verfluchte, mir Vorwürfe für meine Berufswahl machte und im Geiste schon die Koffer packte, um anderswo ein ganz anderes Leben zu beginnen, in einem Land, das ohne Filme auskam, wo es brauchbare Professionen wie Kleintierstreichlerin und Menschenanlächlerin gab und wo man Chips essen konnte, ohne zuzunehmen, bis mir einfiel, dass ich bereits anderswo war. Ich war in den Ferien in Palma.

Zuvor hatte ich die Illusion gehegt, dass ich in der neuen, fremden Umgebung mit neuen und fremden Augen auf meine Geschichte blicken und ihr jenen Schliff verpassen könnte, der fehlte. Nun startete ich seit Stunden auf mein Laptop, als ob ich auf diese Weise die Lösung meines Problems herbeimedieren könnte, und fühlte neben dem schlechten Gewissen aufgrund meiner Untätigkeit nun auch Ärger in mir aufsteigen.

Der Tag hatte frühmorgens bei über 25 Grad begonnen und wurde jetzt, am frühen Nachmittag, zur städtischen Sauna. Um wenigstens irgendetwas Nützliches zu tun, wollte ich einkaufen gehen und zwängte mich nun durch Strandkleider und Männerandalen, die ebenfalls unterwegs waren. Warum tragen Menschen in den Ferien meistens ganz andere Sachen als zu Hause?

Allen schien es gleich zu gehen wie mir, keiner hatte einen Plan oder eine Richtung, aber alle suchten etwas. Ein

Strassenmusiker entlockte seinem Akkordeon ziellose Laute, die keine Melodie ergaben.

Noch so ein Feststeckender, dachte ich. Man sollte diesen Julitag zum internationalen Tag der feststeckenden Künstler ernennen. Der Akkordeonist, ein Mann mittleren Alters, vielleicht einer der vielen osteuropäischen Strassenmusiker in der Stadt, die ihr Geld damit verdienen, dass sie auf öffentlichen Plätzen, am Hafen und in Tapas-Bars ihre Musik anbieten. Dieser hier stimmte ein Lied an, um gleich wieder abzubrechen.

Vielleicht hat er genug von seinen immer gleichen Stücken, dachte ich, oder er überlegt, genau wie ich, was er mit diesem Tag anfangen sollte, der im Nichts begann und im Nichts enden würde. Er entschied sich nun doch für eine Melodie, einen Latinokracher, der vor Jahren in der Hitparade gewesen war, den er aber in seiner eigenen Version spielte, getragen und melan-

cholischer als das Original. Seine Finger flogen dahin, als koste es ihn keinerlei Mühe.

Er legte jene Beiläufigkeit an den Tag, die allen Menschen eigen ist, die ihr Instrument beherrschen. Ich habe dieselbe Haltung schon an Schauspielern auf dem Filmset beobachtet, die den Text der kommenden Szene für sich proben, während sie den Technikern beim Aufbau zusehen. Mir gefiel die Nonchalance des Musikers. Und wie ich ihm zusah und zuhörte, veränderte sich die Umgebung. All diese Ferienmenschen, diese Hitze, ich, der Bus, bekamen durch seine musikalische Untermauerung Sinn und Richtung. Er spielte den Soundtrack dieses Nachmittags.

Als ich ins Apartement zurückkam, schrieb ich meine Szene nieder, indem ich eine Kleinigkeit veränderte: Ich fügte etwas Melancholie und Getragenheit bei. Dem unbekanntem Strassenmusiker sei gedankt für seine grosse Hilfe.

## Tagestipp Kinoklassiker



## Auf der Tanzfläche mit dem Traummann

Es wird geschätzt, dass Frauen mit Jahrgang zwischen 1975 und 1985 den Film «Dirty Dancing», zwischen zwei und zehn Mal gesehen haben, als er 1987 in die Kinos kam. Und alle wären zu gerne Baby gewesen, die sich während den Ferien in einen tollen Tanzlehrer verliebt. Doch bis die beiden zusammenfinden und auch Babys Eltern nichts mehr gegen die Liebe haben, müssen die beiden allerhand Prüfungen durchstehen. (klb)

Cinémate, heute, 19 Uhr.